

Alfred Neven DuMont

# REISE ZU LENA



Roman

Schulter:

»Und Du meinst, ich könnte helfen, Dir helfen? Könnte mit Anton reden, ihn aufwecken?«

Sie schaute ihn scheu an:

»Ich bin nicht deswegen hier. Ich bin hier, weil ich Dich wieder sehen wollte, und . . . Und weil Du, weil Du der Einzige in der Familie bist, der mich versteht. Jetzt wo Glorie nicht mehr ist.«

Sie lehnte ihr Gesicht für einen Augenblick an seine Wange, ihre langen Haare, die ihm immer so gut gefallen haben, kitzelten ihn am Ohr und an der Nase. Darf er sich freuen? Er freut sich. Er denkt: Bin ich doch zu etwas nutze, bin ich nicht allein.

Sie erzählte ihm, nachdem sie Platz genommen hatten und den heißen Tee schlürften, dass sie wieder ihren Beruf aufgenommen habe, ihre Praxis als Kinderärztin liefere vom ersten Tag wie kaum erhofft. Bevor sie aufbrach:

»Ich komme Dich, wenn Du erlaubst, schon sehr bald wieder besuchen. Mit einem Überraschungsgast, Du wirst Dich freuen, Christie ist seit einigen Tagen wieder in der Stadt, braungebrannt von der afrikanischen Sonne. Sie ist durch ihre Arbeit dort unten noch jünger geworden, es ist vielleicht doch gut, anderen Menschen zu helfen, besonders den Armen. Ich fühle mich mit meinem Kummer alt neben ihr, ja, wie eine alte Frau.«

»Ach was! Du bist im besten Alter, keine Frage. Du tust gut daran, ein neues Leben anzufangen. Es warten noch viele schöne Dinge auf Dich, da bin ich sicher. Du musst es nur wollen . . .«

»Meinst Du wirklich? Du machst mich so glücklich, mehr als Du denken magst!«

Sie presste den alten Mann an ihren warmen Körper, er, der für einen Augenblick glaubte, die Fassung zu verlieren.

Christie war Glories beste Freundin, ihre engste Vertraute fast ihr Leben lang, ihre Begleiterin, die Schwester, die Glorie nie geschenkt worden war. In ihrer Kindheit wurde Christie der ganzen Familie lieb, damals auch Ann, ein Teil der Familie. Später vermochte es Ann immer weniger, sich von Eifersucht freizumachen: Die Nähe der beiden Mädchen, ihre Blutsschwesterschaft, ihre Geheimnisse quälten sie. Ann stand vor einer Tür, von der sie glaubte, dass sie für sie fest verschlossen war. Anton, der ältere Bruder, schwärmte dagegen für die Freundin der Schwester, die so oft es nur möglich war bei ihnen blieb und in Glories Zimmer mit ihr im Bett zusammen schlief. Er liebte ihr oft unbändiges Temperament, ihre wild zerzausten Locken, den hellen, schallenden Ton ihres Lachens. Aber auch Anton hatte keine Chance, die beiden Mädchen waren zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Anton fühlte sich wie das überflüssige Rad am Wagen, fühlte sich auch vernachlässigt von seinem Vater. Für den aber strahlte das Haus in der Schönheit der zwei Freundinnen wider, Albert sah das Glück der beiden und empfing es in seiner Seele. Nie war er so beschenkt worden. In den Zwischentönen des Lebens, von denen er reichlich genug erlebt hatte, erschien ihm mit einem Mal und unverhofft dieser Lichtstrahl, der lange genug währte und der, als er so plötzlich erlosch, ihn umso mehr in jähe Dunkelheit verstieß. Von dem Verlust, der ihn zutiefst im Herzen traf, hatte er sich niemals wieder

erholt.

Albert lag noch spät wach und dachte nach, er konnte nicht, er wollte nicht schlafen. Die Ankunft von Christie in der Stadt, diese Nachricht hatte ihn elektrisiert, die kaum verheilte Wunde war wieder aufgerissen. Er hatte versagt und Christie war geflohen, weil sie das Unheil nicht länger ertragen konnte. Sie hatte sich in eine neue Aufgabe gestürzt, weit weg, pflegte alte Menschen, Kinder, Sterbende in Afrika. Jetzt aber war sie wieder aufgetaucht, ohne jede Vorankündigung, so unerwartet.

Immer wieder das Wallis! Albert hatte ja selbst den Weg gewiesen. Er, der die Bergluft liebte, die Weite der hohen, meist schneebedeckten Gipfel. Glorie teilte seine Leidenschaft für ihr Dorf dort oben, zu einer Zeit, als sich kaum ein Fremder dorthin verirrt. Anton war bald eigene Wege gegangen, in den Ferien ein Zeltlager in der Bretagne, die Eroberung Griechenlands, vor allem seiner Inseln. Ann nahm es hin, spielte Bridge im kleinen Gasthaus mit französischen Damen, dort, wo sie gerne zu Abend aßen. So hatte er tagsüber die Berge und die beiden Mädchen für sich allein. Oft sprangen sie wie Geißen aufwärts ihm voran, machten große Schritte, wollten ihn herausfordern, seine Kraft und seine Vernunft, die immer wieder zur Vorsicht mahnte. Ihre weiten Röcke blähten sich im Wind und gaben den Blick auf die schlanken, braunen Beine frei.

Je mehr die Krankheit sie an sich riss, umso mehr suchte Glorie Schutz in dem Dorf ihrer Kindheit. Hier fand sie wohl noch so etwas wie Ruhe, gelegentlich begleitet von einem Mann, der aber wie alles andere nicht von Dauer, nur eine Episode blieb, gelegentlich fuhr sie mit Christie. Dann kamen die Reisen hinüber zu den karibischen Inseln, wo sie das Tauchen lernte. Hier sollte dann auch der Endpunkt der Tragödie sein. Glorie, die sich mehr und mehr vor ihm und der Welt verschloss, er hatte sie am Schluss verloren. Zu Hause tauchte sie immer seltener auf. Sie müsse ihren Weg allein gehen, so sagte sie. Und er wollte oder konnte nicht verstehen, was sie damit meinte. Wer hatte sie auf ihrem letzten Weg begleitet? War sie allein? Als sie starb, war da jemand, ein Freund, vielleicht ein Fremder, an ihrer Seite? Tod durch Ertrinken! War sie nicht eine geübte Schwimmerin, eine passionierte Taucherin? Und sie starb, wie er nach langwierigen Recherchen erfahren hatte, in voller Ausrüstung, mit der Sauerstoffflasche auf dem Rücken. Der Anruf von Christie, kaum ein Wort der Erklärung, danach war sie nicht mehr zu sprechen. Sie, die enge Vertraute der Familie, versagte dort, wo man sie am meisten gebraucht hätte. Hatte sie ihn etwa belogen? Das alles lag über zwei Jahre zurück, und es erschien ihm so schrecklich, als wäre es gestern geschehen. Nun war er ein alter Mann und musste sich die größte Mühe geben, vor seinem Ende sein Leben anzunehmen, wie es war.

Er war wohl bei Licht eingeschlafen. Mitten in der Nacht blickte er sich verwundert um, rieb seine verweinten Augen: Das Zimmer war hell erleuchtet. Er setzte sich langsam auf, saß am Bettrand, die Beine fühlten sich taub an. Der alte Mann spürte, wie sein Gesicht einen strengen Ausdruck annahm: So nicht, dachte er. So wollte er sein Leben nicht beenden, er, der nur noch das Gnadenbrot des Großen Herrn aß, demütig, voll der Dankbarkeit, kriechend, sich in Ehrfurcht am Boden windend. Die Wut kroch in seinen Schädel, wick in seine Glieder, packte den ganzen Körper. Er sprang auf, wühlte mit

beiden Händen in seinem Haar, blickte zornerfüllt nach oben.

Unruhig trieb es ihn durch das Haus, er sprang, so gut er es vermochte, von Stockwerk zu Stockwerk, riss die Türen zu den Mansardenzimmern unter dem Dach auf, in denen die Kinder herangewachsen waren, schaltete überall, an jeder Stelle, die er fand, das Licht ein. Das ganze Haus sollte von oben bis unten hell erstrahlen. Er wollte die Dunkelheit, diese ewige Finsternis aus den Räumen, die ihn umfingen, vertreiben. Ja, das wollte er, und wenn es nach seinem Willen ging, ein für alle Mal.

Der alte Mann erhob seine Stimme, rief nach allen Seiten, verstärkte den Klang, schrie lauter und lauter, ja es brüllte aus ihm heraus:

»Ich kündige, ich kündige den Vertrag, ich kündige fristlos, ich kündige wegen Irreführung, bössartiger Irreführung, wegen Betrugs, wegen Unterschlagung, Unterschlagung meines Lebens, wegen Häme und Willkür, vor allem aber, weil Du das Liebste, das ich hatte, mir genommen hast, um Dich umso leichter an einem weiteren Opfer Deiner Gier zu erfreuen! Ich klage Dich des Totschlags, des hinterlistigen Mordes an! Mein Leid ist Deine Freude. Du erwartest Demut und Hingabe, um Dich umso selbstherrlicher an uns zu bedienen. Blut klebt an Deinen Händen! Blut klebt an Deinem Mund, gewaltsam und gefräßig, wie das schlimmste Tier sich nicht zeigt. Du lässt die Menschen sich untereinander zerfleischen, der Mann die Frau, die Frau das Kind, der Sohn den Bruder, der Bruder den Vater. Die Nationen prügeln auf Dein Geheiß aufeinander ein, Du hetzt den einen gegen den anderen auf, bis Deine Völker heiß sind vor Wut, vor Verzweiflung, vor Angst und Blindheit und sich gegenseitig niedermetzeln in einen Abgrund von zerfetzten Leibern, übersät mit Schweiß, klaffenden Wunden, deren Blut Deine Erde düngt, dass der Gestank wie in einer Giftblase himmelwärts getragen wird, um Dir zu gefallen und Dir zur Freude! Tausende sind es gestern gewesen, heute Millionen, morgen werden es Abermillionen sein. Du gabst und gibst Deiner Kreatur, Deinen Kindern, die längst Stiefkinder sind, die Spielzeuge des Todes in die Hand: Erst waren es Speere, Lanzen, Säbel, dann Gewehre, Kanonen, Geschosse, aus der Luft, unter dem Wasser, über der Erde. Du lässt zu, wie sie Dir zu Gefallen ihre Mordwerkzeuge mehren und mehren, anhäufen wie den Besitz aus Gold und Diamanten, der Macht über die ganze Erde nahe, um für den nächsten Schlag gerüstet zu sein. Endlich kommt die große Stunde: die große, unvergleichliche, einmalige Bombe, geschaffen von einem Genius, der Dir gleicht und die alles Leben atomisiert. Es werden Abermillionen krepieren, Menschen aller Farben, alles Getier, Riesenstädte mit ihren Wolkenkratzern werden zusammenfallen wie Kartenhäuser, alles, was atmet unter sich begraben, weite Landstriche werden zu Tod erstarren, überschwemmt von reißenden Fluten, die neue unbekannte Meere eröffnen und unschuldige Kinder, ahnungslose Frauen, Greise in den Abgrund reißen. Das Krepieren wird sich fortsetzen nach Ost und West, nach Nord und Süd. Die Erde ist endlich wieder das, was sie am Anfang einmal war, wieder wüst und leer. Wir werden verschwunden sein, wir Menschen! Aber vergiss nicht, Du stirbst mit uns. Endlich ist es erreicht: Wir sind das Opfer, wir alle, die Menschheit, aber auch Du bist geschaffen, von uns, wie Du uns geschaffen hast. Und mit Dir Deine Verkünder, die echten Verkünder und die falschen, die aufrichtigen und die scheinheiligen Verkünder. Du reißt Deine Brut wie ein Diktator, ein Despot mit Dir in den Abgrund. Der langersehnte, heißersehnte Frieden kann endlich

Einzug halten, für alle Tage und Ewigkeiten! Sprach nicht Moses: Herr, sende mich nirgends hin, Du wolltest denn nicht selber mitkommen. So soll es am Ende geschehen! Das ist unser gemeinsames Opfer wert: Halleluja! Halleluja, Halleluja! Du sagtest: Ich bin der Erste und der Letzte!« Albert rang nach Luft, erschöpft ließ er sich auf die Stufen der Treppe fallen, seine Finger flatterten:

»Einst warst Du in mir und ich in Dir: So wurdest Du zur Welt, nicht aber die Welt zu Dir. Aber Du ließest uns hinaustreten aus dem Bund, Du hast Dich verändert in einen fremden Gott und jedes Unheil nahm seinen Lauf.«

So hockte er kauern, der Kopf war schwer, wie betäubt. Jedoch mit jeder Minute, die verstrich, überzog ihn ein ungewohntes Glücksgefühl. Seine Glieder zitterten, aber es legte sich etwas wie ein Strahl auf sein Gesicht, das Blut schoss schneller durch seine Adern, der Körper glühte. Er hatte es gewagt, er hatte es gesagt, getan! Er hatte aufbegehrt, er hatte den Aufstand erfolgreich zu Ende geführt. Ja, es war geschehen! War er frei? Er wagte es kaum zu begreifen, er fühlte sich wie ein langjähriger Häftling, dem man die Ketten abgenommen hatte. Konnte es wirklich sein: War das Wirklichkeit, kein verräterischer Traum, der ihn bald zurückstoßen würde in sein altes Verlies? Nein, er selbst hatte sich mit eigenen Kräften befreit, nicht Gott, der Allmächtige! Er war es selbst, kein Zweifel, das Glück in ihm wollte nicht weichen. Oder hatte der Listige, der da Oben, vielleicht doch wieder seine Hände mit im Spiel? Er wollte es nicht denken, es sollte nicht sein: Niemand sollte seinen Sieg über sich selbst in Frage stellen, keiner, auf Erden nicht und auch sonst nicht.

Er erhob sich, stieg die Treppe nach oben, ließ die Helligkeit zurück und legte sich glücklich und ermattet auf sein Bett, wo ihn sogleich ein tiefer, fester Schlaf umfing.

Die nächsten Tage verbrachte Albert wie im Rausch, er verließ erstmals seit langem das Haus, setzte den weißen Panamahut auf, den sie vor etlichen Jahren auf einer Bootsreise erstanden hatten, band sich unverdrossen eine karierte Krawatte zum Sommeranzug um, die etwas ungelentk und schief ihren Platz fand. Das niedrige Gartentor quietschte, als er es öffnete; ein paar Tropfen Öl würden den Scharnieren gut tun. Die Bäumchen rechts und links der Straße waren gut angewachsen, Ahorn, wenn er es recht erkannte. Die Häuser, hier und dort, hatten wohl einen neuen Anstrich erhalten, hübsch sahen die niedrigen Bauten zu ihm herüber. Albert blieb stehen, betrachtete neugierig die Blumen in den Vorgärten, Rosen, Tulpen, sogar Lavendel, Margeriten. Wir müssen uns ein wenig anstrengen, wenn wir mithalten wollen, dachte er.

Albert nahm dankbar auf der Holzbank an der Straßenecke Platz, die hier neu aufgestellt worden war, ließ sich von dem alten Mann, der dort schon saß und der seinen Gruß mit einem Gurren oder leichten Knurren erwidert hatte, nicht die Laune verderben, musterte aufmerksam den Nachbarn, der mit gebücktem Rücken, die Hände auf einem Stock versammelt, trübe vor sich hinsah. Zwei, drei Autos glitten langsam vorbei, die Farben, rot, blau, glänzten in der Morgensonne:

»Ein schöner Tage heute, nicht wahr?«

Die Antwort ließ auf sich warten, der Alte rührte sich nicht. Albert wollte so schnell nicht aufgeben:

»Die Sonne tut gut nach all dem Regen! Ich glaube, das schöne Wetter wird halten, was meinen Sie?«

Der Nachbar zeigte keine Bewegung. Ob er in meinem Alter ist, vielleicht sogar mein Jahrgang, dachte Albert, als er langsam aufstand, wobei er sich auf seinen Spazierstock, den mit dem Silberknauf, ein Geschenk von Glorie, den er nur für besondere Fälle herausholte, stützte:

»Ich wollte nicht stören. Noch einen schönen Morgen!«

Schon abgewandt hörte er die Stimme hinter sich, kaum vernehmbar, aber hell:

»Auch Ihnen einen guten Morgen!«

Er rief zurück:

»Vielleicht sehen wir uns hier einmal wieder!«

Er sah das Gesicht des Alten, Runzeln, Falten, die kleinen Augen zwischen den aufgedunsenen Zügen.

Eine harte Nuss, dachte er.

Dem kleinen Lebensmittelladen um die Ecke war es gelungen, sich am Leben zu erhalten, trotz der beiden nahe liegenden Supermärkte, wo sich die Kunden den Gepäckraum mit Waren von oben bis unten vollstopften. Pensionäre wohnten in dieser Gegend vornehmlich, aber auch junge Eltern mit Kindern, die sich jetzt wohl in der Schule befanden, um eine fast lähmende Stille in den schmalen Straßen des Vororts zurückzulassen. Im Lädchen wurde er von der betagten Frau Huber, an deren Namen er sich glücklicherweise erinnerte, freundlich begrüßt:

»Welche Überraschung, der Herr Direktor persönlich! Wir hatten lange nicht die Ehre . . .«

Er zog den kleinen Zettel aus der Tasche, auf den Irma gut leserlich die wichtigsten Einkäufe notiert hatte. Er verlangte auch zusätzlich Pfefferminztabletten, dunkle Schokolade, die er schon lange nicht mehr gekostet hatte, und einen trinkbaren Cognac, den er zufällig im Regal entdeckt hatte, und zog mit gutgefülltem Korb nach Hause. Von der Bank, wo er noch selbst vor kurzem sich ausgeruht hatte, sah der Alte stumm zu ihm herüber, immer noch die Hände auf seinen Stock gestützt. Doch Albert glaubte, ein Nicken seines Kopfes erkannt zu haben, vielleicht stand ihm sogar ein verhuschtes Lächeln auf dem Gesicht.

Zu Hause legte er die Beine hoch, erschöpft, aber zufrieden, auf dem Kanapee in der Bibliothek, als das Telefon läutete; es war Ann.

»Was machst Du, Albert, so ganz ohne mich, die Sorgen begleiten mich stündlich, lassen mich nicht los, obschon es von hier Schlimmeres zu berichten gibt. Ich bin, weiß Gott, eher zu spät als zu früh angekommen. Und, bitte, Du musst damit rechnen, dass es einige Tage länger dauert. Ich glaube, es geht mit der Armen zu Ende, schneller als gedacht.«

Albert atmete tief:

»Du fehlst mir, Liebes, aber was mich anbelangt, sei unbesorgt, ich komme zurecht.«

»Irma berichtet, Du bist ausgegangen, alleine, hast Einkäufe gemacht. Sie war ganz begeistert von Dir, natürlich auf ihre spröde Art, mit zwei, drei Worten über Dich, meinte sogar, die Gute, es sei ihre Pflege . . . Nun aber das Wichtige: Kaum bin ich aus dem Haus,